

Fronleichnam

Von Johannes Ortner.

Das Brot, das ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben dieser Welt. Als Christus ein Jahr vor seinem Erlösstode in Kapernaum diese Worte sprach, gab er der Menschheit den Wegweiser zur Ewigkeit. Mit jenem Fronleichnam, den der Herr zum ersten Male mit den Jüngern feierte, hat die himmlische Kraft sich über die ganze Erde ausgebreitet: die Glaubensstärken erheben und verbindend.

So steht dieses Fest im Mittelpunkt der katholischen Christenheit. Bischof Augustin, dem wir die geistvolle Erklärung des Johannes-Evangeliums verdanken, sagte seine gläubigen Empfindungen zusammen in dem dogmatisch-ethischen Ausruf: „O Sakrament der Frömmigkeit! O Zeichen der Einheit! O Band der Liebe!“ Dieser Dreifachklang muß uns heute noch mehr als in früheren Zeiten befeelen. Wir bezeichnen uns gern als „aufgeklärtes Geschlecht“. Aber leider haben wir in geistlicher Hinsicht mit den geistigen Fortschritten nicht Schritt gehalten. Die Ketten, die vor zwei Jahrtausenden Christus zur Seite standen, die seine Lehre verbreiteten und weder Verfolgung, noch Qualen oder Tod scheuten, sie waren seelisch größer als wir heutigen. Sie waren auch glücklicher. Unzweifelhaft. Denn ihr Glaube, Wirken und Hoffen entsprachen weniger dem Diesseits als der Ewigkeit; für sie waren daher selbst die schlimmsten Stunden, die ihre Verfolger und Feinde ihnen bereiteten, durchaus erträglich; sie waren nicht — wie so viele Menschen der Gegenwart, denen irdisches Gut über alles geht, — rasch enttäuscht oder verzweifelt; vielmehr empfanden sie auch das schwerste Leid nur als einen Meilenstein auf ihrem Wege zum Höchsten.

Gibt es ein besseres Ziel und segensreicheres Streben als dieses? Wir könnten die schönsten Gegenden der Welt aufsuchen und uns an ihren Herrlichkeiten erfreuen, wir könnten die größten beruflichen Erfolge erzielen und befreit sein von drückenden Alltagsorgen, wir könnten ein trautes Heim und liebe Freunde unser eigen nennen und wären dennoch nicht glücklich, wenn wir nur in ihnen unser eigentliches Lebensziel sehen und daher zu spät erkennen würden, daß der bleibende Lebenswert nicht im Diesseits zu finden ist. Es kommt schließlich immer darauf an, welchen Inhalt wir unserem Denken und Schaffen, unseren Empfindungen und Hoffnungen geben. Und da ist es Christus, der uns Wegbereiter und Wegweiser wurde! Als sein heiliges Vermächtnis sind uns die Sakramente geblieben. Und so wie die Ewiggläubigen, so sind auch wir bei jeder eucharistischen Feier von der Gegenwart des Herrn durchdrungen: ihm dienend und ihm folgend.

In diesem uns erhebenden Geiste hat die katholische Kirche ihre Erinnerungsfeier an das erste Abendmahl aus dem düsteren Ernste der Karwoche mitten hinein in die sommerliche Hülle und Schönheit gestellt, um am Fronleichnamstage ihr höchstes Gut in der Monstranz aus dem geheimnisvollen Dämmern der Kirchen hinauszuführen auf Straßen und Plätze der Städte, auf Wege und Fluren des Landes. Wenn sie dazu all ihre Pracht entfaltet, wenn die bildergeschmückten Fahnen wehen, die vielfältigen geistlichen Trachten, untermischt mit dem Ernste der Ordenskleider das Bild des Vorbeizuges beleben, die blumengeschmückte Jugend singend und betend fromme Wahrzeichen trägt, wenn das Volk andachtsvoll in die Kniee sinkt und der Strahl der Sonne die Monstranz überzieht, dann kommt sogar dem Nichtkatholiken die Bedeutung dieser Feier zum Bewußtsein. Denn die Fronleichnamspredigt ist kein bloßes zeremonielles Tun, sondern ein echtes Andachtsfest, an dem die begnadete Seele dem Herrn ihren Dank darbringt für die Quellen der Kraft, die für sie aus Christi Offenbarung unverfälscht fließen. Gerade dieses öffentliche Bekenntnis zum heiligen Leichnam des Herrn steht im Zeichen der Frömmigkeit, der Einheit und der Liebe.

Der Liebe! Getreu dem Johannismotus: „Gott ist die Liebe“, hat Bischof Augustin mit Caritas die höchste und edelste Form der Liebe bezeichnet; jener Liebe, die im Fronleichnamstage so innig gefeiert und angebetet wird, und von der uns weder Hopes noch Tiefes, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges zu scheiden vermag. Erst im Lichte dieser göttlichen Liebe verschwinden die Dunkelheiten des irdischen Lebens! Wenn wir in solchem Lichte stehen, in solchem Sinne wirken und empfinden, dann erkennen wir unsere eigentliche Lebensaufgabe; dann gleichen wir dem Ader, der in verborgener, heiliger Stille das göttliche Saat Korn bewahrt und zum Blühen und Fruchtbringen empor treibt. In dieser Liebe lebte Christus unter uns; in dieser Liebe schied er von uns und blieb dennoch bei uns. Nur wer, sich prüfend, von dieser Allmacht Liebe erfüllt ist, kann im Aufstehen zu Gott und in der Pflichtenfüllung vor den Menschen verständig opfern und befeeligt empfangen! Das Fronleichnamstage steht im Zeichen solcher weltüberwindenden Liebe, solcher Frömmigkeit und Einheit als ein Kräftependler für den Einzelnen wie für ganze Völker.

Frühling in Marburg

Von Mathäus Beder.

„Nein, es ist auf dem Papier nicht zu erschwigen, was ich brauchte, Dir zu sagen, was man hier in einer Minute empfinden kann; ich möchte in einer Minute wahnsinnig und geschweigt, dühnend und liebend und spottend und lebend und sterbend sein, um Dir dies Leben recht wieder zuströmen.“ So schreibt aus Marburg Clemens Brentano an Bettina.

Diese kleine Stadt bietet ein gerüttelt Maß von allem, was so ein Romantikerherz jubilieren machen kann: steinerne Denkmale der Gotik in ihrer frühesten und herbsten Schönheit, dazu eine Landschaft so lieblich — nein, noch schöner als ein englischer Garten.

Aus dem neunzehnten Jahrhundert, dieser Zeit des unaufhörlichen Welterwachsens, ist diese ganze pittoreske, steile den Berg erklimmende Wohnanlage fast ohne Verluste hervorgegangen. Die blaue Blume entblättert nicht. Noch strömt sie Duft und niemals gefährliche als gerade in diesen Tagen.

Frühling in Marburg! Das Wort weckt Sehnsucht nach den lauschigen Gärten des Schlossberges, nach den Buchen- und Eichenwäldern des Dammelsberges, der Lahnberge und der Berge über dem Marbachthal. Vor dem Weidenhäuser Tor blühen Kirschen und Apfelbäume und violetter Seidelbast, und im Höhenhain schlagen abends die Nachtigallen.

Und nun schreite ich wieder durch die alten Gassen, und alles ist wie einst. Am Berg hängen noch jene närrischen Häuschen, die ihre Hintertür im Dach haben, damit man aus der Bodenkammer gleich auf die oben vorbeiführende Straße treten kann. Sie sind das Schönste, was der gute Meister Spitzweg zu malen vergessen hat. Auch die Türme von St. Elisabeth grühen mich wieder. Das Lied aus Stein — so hat der Literarhistoriker Vilmar den Dom einst genannt.

Zum verwiterten Schloß über der Stadt ist's ein schweißtreibendes Klettern. In mondheiler Nacht steige ich hinauf. Die alten wehrhaften Häuser oben an der Ritterstraße umpinnt dichter Efeu. In dem einen dort lebt schon länger als ein halbes Jahrhundert der Verfasser der römischen Charakterköpfe, der Professor Theodor Vitz. Und da grüht auch wieder aus Ostbäumen und dichten Gebüsch jene alte Landwarte mit der morichen hölzernen Stiege, die durch ein Schlupfloch oben ins die Gemäuer mündet. Vor über hundert Jahren war es. Um Mitternacht, wenn der Mond über dem Schloßberg stand, öffnete sich draußen die Gartentür; eine schöne Frau in selbstschweben weichen Gewand erklimmte die steile Stiege und verschwand in der Maueroeffnung. Einige Augenblicke danach stand sie oben an der Brüstung. Diese Frau war Bettina. Nacht für Nacht kam sie nach dem einsamen Turm, um niederzuschreiben, was die romantische Stunde ihr eingab.

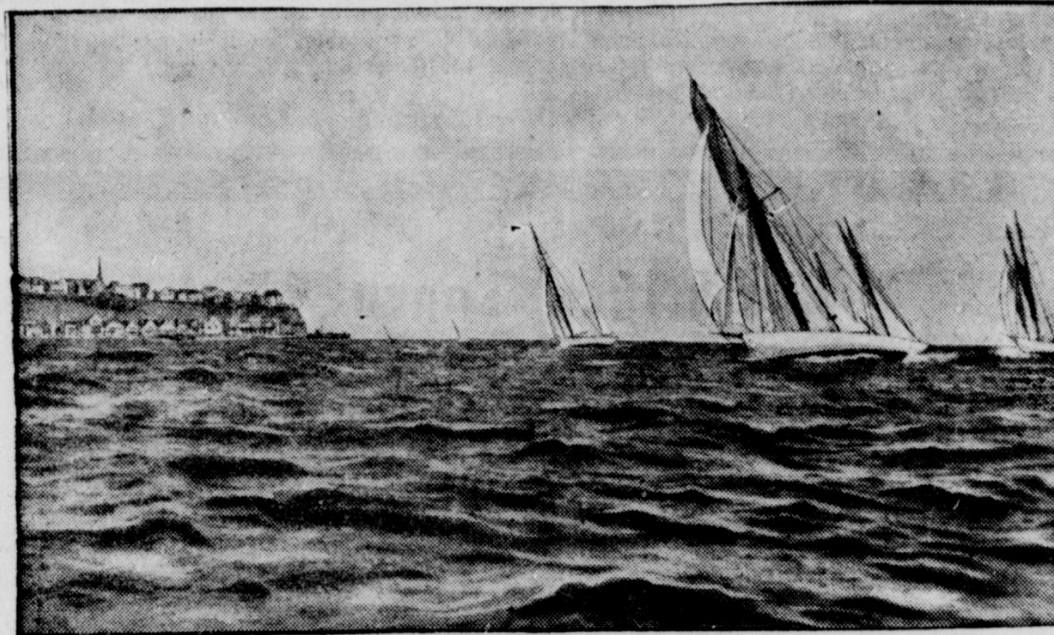
In dieser Stadt gibt es für den Frühling, den richtigen, von Wintergewohnheiten endgültig freien Frühling ein unergänztliches Kennzeichen, die Frühlingspartie. Dann verabschiedet

Tag, das nicht die eine oder andere studentische Verabredung, eine Musikkapelle und eine Karre mit einem Faß Bier an der Spitze, nach der Schloßruine oder der Weintausende zieht, zu einem Gelage, bei dem man Galt und Wirt zu gleicher Zeit ist. Am späten Abend kehrt die jugendliche Schaar im Zug der Fackeln mit Musik und Tanz nach der Stadt zurück.

Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als der Stand der Adorbürger den größten Teil der Einwohner ausmachte, galt es in Marburg als Kennzeichen des Vollbürgers, daß zu seinem Hausstand eine Ziege, ein Kanarienvogel und ein Student gehörten. Alles in dieser kleinen Stadt lebt für und durch die Universität. In dem hundertjährigen halberhellenden „Prinz Rosa Stramin“ des Dendichters Ernst

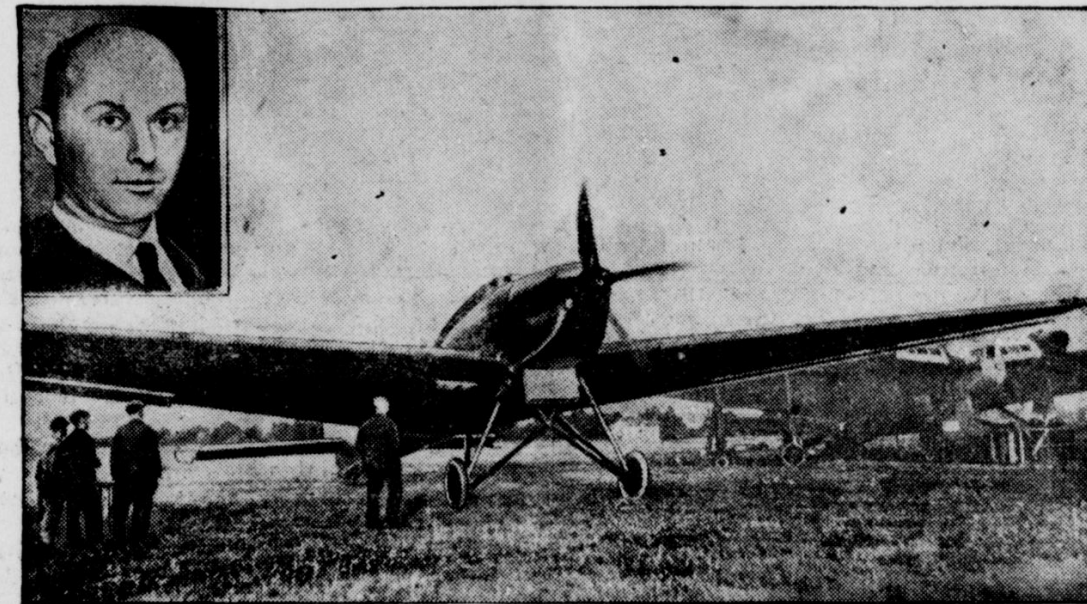
noch heißt es: „In Göttingen ist's kalt, sehr und kalt, Nebel und riecht's nach Professoren und heineschen Personalitäten. In Marburg ist's warm, grob und zutraulich. In Göttingen geistigen Kamele, Seideträger, Professorentöchter und Würste; in Marburg frohe Burichen, Maiblumen, liebe Mädchen und irdene Waren. Ein Ball in Göttingen ist ein Handschuh, den die Damenwelt in den Zirkus der gräßlichen Langweile wirft und den die Männerwelt mit Schaudern zurückholt. Ein Ball in Marburg ist eine lächelnde Rose, welche die Studenten den Marburger Mädchen schenken. Göttingen hat eine Universität, Marburg ist eine, indem hier alles, vom Professor bis zum Stiefelwischer, zur Universität gehört.“ Es hat sich innerlich nichts geändert.

Segel-Regatta „Rund um Helgoland“



Eine selten schöne Aufnahme von der Segelregatta rund um die deutsche Nordseeinsel Helgoland. Im Vordergrund „Regina 2“, Kiel, die schnellste Jacht der Nordseewache.

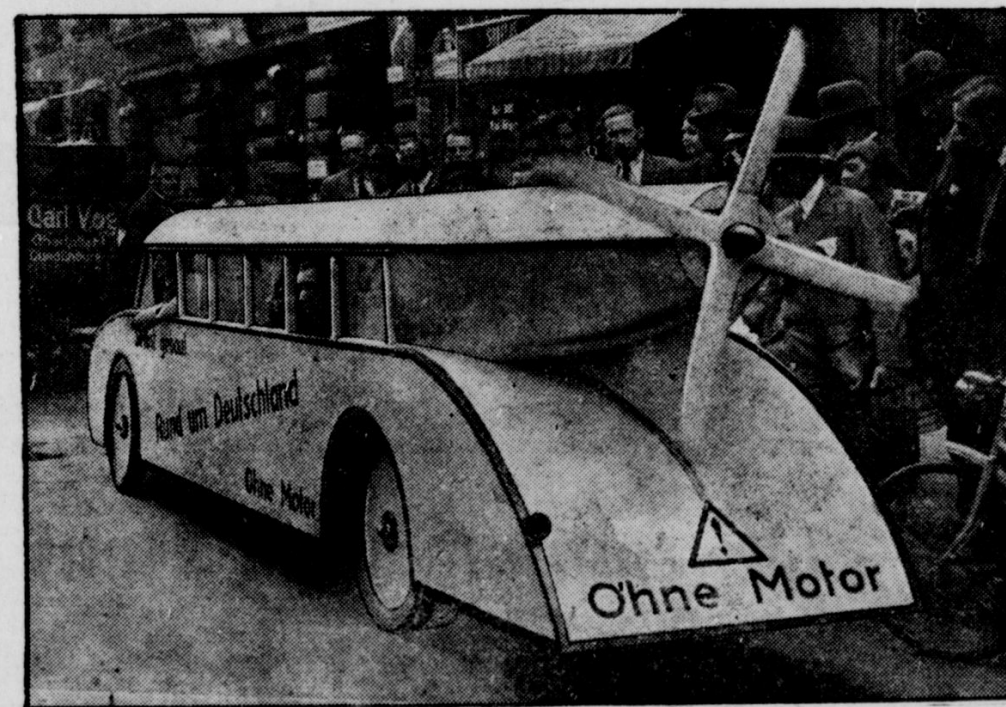
Die erste Aufnahme des Junkers Stratosphären-Flugzeugs „Ju 49“



Vorderansicht des neuen Höhenflugzeuges.

Oben links: Dr. Asmus Hansen, dessen Konstruktionszeichnungen dem Bau des Flugzeuges zugrunde lagen. Das neue Junkersflugzeug „Ju 49“, mit dem der erste Motor-Flug in die Stratosphäre versucht werden soll, ist ganz aus Duraluminium hergestellt und luftdicht vernietet. Die Sicht nach unten wird durch ein periskopähnliches Sehrohr möglich gemacht. Die Steighöhe soll bis zu 16.000 Meter betragen. Die in dieser Höhe erreichbare Geschwindigkeit wird auf etwa 5—600 km pro Stunde geschätzt, wodurch z. B. die Entfernung Berlin—Newyork in 10—12 Stunden zurückgelegt werden könnte.

Mit dem motorlosen Propeller-Wagen rund um Deutschland



Rückansicht des eigenartigen Gefährts, das die äußere Gestaltung des Schienen-Zepplins aufweist.

Vier junge Konstrukteure aus Mischersleben haben

diesen „Strassen-Zep“ erbaut, dessen Fortbewegung einfach durch eine Kurbel mit Kettenübertragung erfolgt. Mit diesem Fahrzeug, das auf den Namen „Mährenkopp“ getauft ist, wollen die 4 jungen Leute rund um Deutschland fahren.

Gemeinschaften im Tierreich

Von Professor Dr. F. r. Sempelmann.

Das Leben der Menschen untereinander bedingt die mannigfaltigsten Arten von Gemeinschaftsbildungen. Aus der großen Zahl nur einige Beispiele anzuführen: Ehe, Familie, Volk und Staat sind ebenso Gemeinschaftsformen, wie wir auch von Werkgemeinschaft und Volksgemeinschaft sprechen. Da wird es nicht verwunderlich sein, daß sich auch bei Tieren die verschiedenartigsten Gemeinschaftsformen finden lassen. Das Studium gewinnt Interesse, wenn wir einmal mit allen Folgerungen klar vor Augen führen, daß der Mensch körperlich aus tierischen Vorstufen hervor-

gegangen ist, und daß letzten Endes auch die Wurzeln seines weit überlegenen Geisteslebens ins Tierreich hinunterreichen. Bei dieser Sachlage muß es dann beinahe als selbstverständlich erscheinen, daß auch manche der menschlichen Gemeinschaftsformen ihre Grundlage in entsprechenden Verhältnissen bei Tieren haben. Leider kennen wir die direkten Vorfahren des Menschen nicht. Sein Stammvater ist gleich bei Beginn der Menschwerdung abgesehen. Und so können wir keineswegs etwa eine Entwicklungsreihe für diese oder jene der menschlichen Gemeinschaftsformen aufweisen, die lädenlos bis ins Tierreich hinaufgeführt. Das muß sogar für so allgemeine Formen wie Ehe und Familie gelten. Denn selbst bei unseren jetzt lebenden nächsten tierischen Verwandten, den Menschenaffen, wie Orang, Gorilla und Schimpanse, sind

gerade diese Verhältnisse noch recht wenig bekannt und klar. Das tierische Gemeinschaftsleben bietet jedoch in seiner Gesamtheit so viele Parallelen zu entsprechenden menschlichen Verhältnissen, daß es sich lohnt, es näher zu ergründen.

Welches sind nun die Gründe, die Ursachen, durch die manche Tiere veranlaßt werden, sich mit ihresgleichen zu vergesellschaften, sich zu Gemeinschaften zusammenzuschließen? Das sind vor allem äußere, durch die Lebensbedingungen herbeigeführte, oft aber auch innere Ursachen, die im Wesen der Tierformen selbst liegen. Günstige Lebensbedingungen an einem bestimmten Ort führen Massen von Tieren einer Art zusammen. Wir sehen es an den Straßen, die miteinander die Ackererde nach Beute durchsuchen und in großen Horden die gemeinsamen Schlafplätze aufsuchen. Wir hören von den Hunderttausenden von Wanderheuschrecken, die in Afrika über die menschlichen Anpflanzungen herfallen, wir sehen aber auch, wie an den Stengeln und Blättern mancher grüner Gewächse ganze Kolonien von Wattläusen liegen, die mit ihrem Stedrüßel den Pflanzenzsaft saugen. Von Maradomen folgen, um nur noch ein Beispiel aus der schier unendlichen Menge anzuführen, Scharen von Geiern, die nur darauf zu warten scheinen, daß eines der Tiere verendet, um sich dann sofort auf den Kadaver zu stürzen. In allen diesen Fällen ist die Vergesellschaftung nur ganz äußerlich. Es liegt im Wesen der Gemeinschaft, daß die Vereinigung mit anderen den einzelnen Individuen gewisse Vorteile bringt. Zwei oder mehrere vermögen mehr als einer, sowohl im Kampf mit der leblosen Materie, z. B. beim Bau einer Wohnung, eines Nestes, als auch gegenüber einem Feind oder einer zu erringenden Beute. Die Vergesellschaftung bietet natürlich auch einen gewissen Schutz, der oft sehr wesentlich für die Erhaltung der betreffenden Tierart ist. Wirkliche Gemeinschaften kommen vor allem bei den Tieren zustande, die durch einen inneren Trieb, einen sozialen Instinkt veranlaßt werden, sich mit ihresgleichen zu vergesellschaften. Die Herdentiere, manche Nagetiere, wie die Riber, Murmeltiere u. a., aber auch viele Vögel, Säugler, Gänse usw., sind solche soziale Tiere.

Überall im Tierreich müssen die Geschlechter wenigstens einmal im Leben zusammenkommen, um sich zu paaren. Bleiben sie für einige Zeit beisammen, so entsteht die Gemeinschaftsform der Ehe. Namentlich die Brutpflege und die Aufzucht der Jungen sind die Ursachen dafür, daß beide Eltern noch länger beisammen bleiben. Die Tierehe kann monogam sein; meist ist sie polygam, und zwar in der Form, daß ein Männchen mehrere Weibchen besitzt. Seltener ist sie dauernd. Nur von wenigen Säugetieren ist eine dauerhafte Ehe bekannt. Dagegen ist die monogame Eheform charakteristisch für viele Vögel. Wenn eines der Eltern oder beide bei den heranwachsenden Jungen bleiben, wie das bei Vögeln und Säugetieren die Regel ist, so entsteht die Familie. Werden noch weitere Nachkommen erzeugt, ohne daß eine Trennung der Familienmitglieder stattgefunden hat, so nennen wir diese Art der Vergesellschaftung eine Herde. Oft tun sich mehrere oder viele solcher Familiengruppen zu einer großen sozialen Herde zusammen.

Die eigenartigste und komplizierteste Gemeinschaftsform im Tierreich ist die, die wir als Staatenbildung bezeichnen. Wir finden sie nur innerhalb der Klasse der Insekten, und dort merkwürdigerweise einmal bei hochstehenden Formen, wie Faltenwespen, Vienen und Ameisen, jedoch aber auch bei den ganz niedrig stehenden Termiten, und gerade bei diesen in ganz ähnlichen Formen wie bei den Ameisen. Diese weitgehende Uebereinstimmung in der Lebensweise ist ja der Grund gewesen, weswegen seit alters die Termiten von den Anstieblern als weiße Ameisen bezeichnet wurden, obwohl sie mit echten Ameisen nicht das mindeste zu tun haben. Die Grundlage für einen solchen Insektenstaat bildet wieder die Familie. Im Vienenstock ist als Stammutter des ganzen Volkes eine Königin vorhanden; bei den Ameisen sind zumeist mehrere Königinnen anzutreffen. Die Termitenbauten endlich enthalten in der Regel ein Königspaar. Neben diesem finden immer sogenannte Arbeiter vorhanden, die infolge besonderer Eigentümlichkeiten im Körperbau eine besondere „Kaste“ bilden und deren Fortpflanzungsorgane ungenügend entwickelt sind. Bei manchen Ameisen und Termiten gibt es „Soldaten“. Auf die wunderbaren Einrichtungen und Lebensgewohnheiten der staatenbildenden Insekten können wir hier nicht eingehen. Sie bieten mit ihrer weitgehenden Arbeitsteilung gewisse Uebereinstimmungen mit entsprechenden menschlichen Verhältnissen, so daß man hier und da gelegentlich hat, die beiden Erscheinungen in eine engere Parallele stellen zu können. Doch das ist sicherlich zu weit gegangen. Es handelt sich lediglich um Ähnlichkeiten, die durch gleiche Bedingungen veranlaßt sind. Die Königinnen und Könige haben bei diesen Tieren nichts zu sagen; jedes Mitglied eines Insektenstaates verrichtet die notwendigen Arbeiten, einfach seinen angeborenen Trieben folgend. Selbst die sogenannten Helden, die von manchen Ameisenwölken gehalten werden, unterliegen keinem äußeren Ansporn. Nachdem sie einmal als Puppen getraut und ausgeschlüpft sind, handelt sie lediglich triebmäßig und gehen der gleichen Beschäftigung nach, wie sie das im eigenen Nest tun würden. Die meisten Tiere sind durchweg egoistisch und kümmern sich in keiner Weise um die anderen. Die Gemeinschaft fordert in erster Linie eine gewisse Duldsamkeit ihrer Mitglieder untereinander. Wir finden diese Eigenschaft daher am deutlichsten entwickelt bei ausgesprochenen Herdentieren, wie das namentlich die Gattiere, aber auch viele Vögel sind. Es muß auch eine gewisse Verhandlungsmöglichkeit zwischen den einzelnen Teilnehmern vorhanden sein, wenn der Verband zusammengehalten werden und als Ganzes sich nach außen hin zeigen soll. Sie äußert sich in Gestalt der Tierprache, die eine Laut- oder eine Gebärdenprache oder beides zugleich ist. Doch handelt es sich da nicht um eine begriffliche Sprache wie bei der menschlichen. Die einzelnen Laute und Gebärden sind vielmehr nur gefühlsmäßig entstehende Ausdrucksbewegungen und -formen, die allerdings von den Genossen als Zeichen aufgefaßt und richtig sinngemäß beantwortet werden. Tiere können sich nicht unterhalten, da ihnen eben die Begriffe fehlen. In größeren Gemeinschaften fehlt eine Arbeitsteilung ein, indem besonders dafür veranlagte Individuen den Dienst als Wächtposten oder als Leittiere übernehmen. Ja, mitunter, namentlich bei den Affenherden, schwingt sich ein einzelnes Tier, das stärkste Männchen, zum wirklichen Beherrscher und Tyrannen der ganzen Bande auf. Fehlen nun auch die direkten Ueborgänge von tierischen zu menschlichen Gemeinschaftsformen, so ist es doch sicher, daß selbst die hohe ethische Eigenschaften wie die Mutterliebe oder der soziale Sinn des Menschen ihre letzten Wurzeln in der Brutpflege bzw. in den sozialen Instinkten der Tiere haben.

Die Ahnfrau aus den Jervois-Bergen.

Im südlichen Australien, in den Jervois-Bergen, wurde vor kurzem das handförmige Skelet eines Schädels gefunden, der nach Ansicht des Professors Alanje-Canberra interessante Aufschlüsse gibt. Der Knochen stammt demnach von einer Frau, die einer uralten, längst ausgestorbenen Rasse angehörte. Der vordere Schädel ist mehr menschlich als affenähnlich, während der innere Teil Form und Größe eines kleinen weiblichen Affengehirns zeigt. Dementsprechend wird angenommen, daß die Ahnfrau nicht einmal der Sprache mächtig war, sondern nur murren oder quieken konnte. Ihre Muskeln sollen sehr kräftig, ihre Finger recht lang gewesen sein. Aber ihr Gang war, wenn auch schlotterig, so doch aufrecht. Und da der ganze Befund den Schluß zuläßt, daß die Dame weder dem Affen noch dem Menschengehirn (sondern einer besonderen Rasse angehörte, deren Vorfahren sich teils in aufsteigender Richtung zu weißen, gelben und schwarzen Menschen, teils in absteigender Linie zu Gorillas, Schimpansen, Orang-Utans und Langarmaffen entwickelt haben, so kommt Professor Alanje zu der Bestätigung seiner Ansicht, daß jene Ueberreste der Vorfahren erst den aufrechten Gang annahmen, sobald ihren Verstand entwickeln und zu sprechen begannen, daß also die aufrechte Haltung die geistige Reife mit sich bringt, vielleicht sogar für das Erwachen des Menschengeistes verantwortlich ist.